

**SCHECKS KANON**

David Foster  
Wallace:

„Unendlicher Spaß“

Die amerikanische Regierung hat die Namen der Jahre an Sponsoren verkauft. Man schreibt das „Jahr der Inkontinenz-Unterwäsche“. An einem Mittwoch, irgendwo in Metro-Boston, hat der Gesundheitsattaché eines saudi-arabischen Prinzen schlechte Laune. Das liegt zum einen an der Toblerone-Sucht seines Arbeitgebers, Prinz Q-. Dieser laboriert nach einer seiner üblichen Heißhungerattacken an „darmfloralen Störungen“ und gießt wegen einer Ungeschicklichkeit bei der Behandlung einer „ulzerierten Nasennebenhöhlennekrose“ mit einem Q-Tip-Stäbchen die Schalen seines Zorns über dem HNO-Konsiliarus seines Leibarztes aus. Zum anderen liegt die Ursache für die schlechte Laune des Gesundheitsattachés in der Abwesenheit seiner Ehefrau, die mittwochs immer Tennis spielt. Um 19.27 Uhr erwärmt sich der Gesundheitsattaché seine vorbereitete Mahlzeit in der Mikrowelle, schiebt eine mit der Post gekommene etikettenlose „Patrone“ – in Nachfolge der DVD das aktuelle Unterhaltungsmedium im „Jahr der Inkontinenz-Unterwäsche“ – in sein Abspiegelgerät und setzt sich mit einem Essenstablent vor den Bildschirm.

Der Gesundheitsattaché wird den Blick nie wieder abwenden. Er wird vor dem Bildschirm verhungern und verdursten, sich buchstäblich zu Tode amüsieren, weil er sich von der Attraktivität der gebotenen Unterhaltung nicht losreißen kann. So wird es auch der Ehefrau des Gesundheitsattachés ergehen, ebenso dem Leibarzt von Prinz Q-, der über den Verbleib seiner Kollegen nachforscht. Insgesamt wird die Patrone 23 Menschen das Leben kosten, ehe Mitarbeiter der Unspezifizierten Dienste einschreiten und die Patrone mit dem Film „Unendlicher Spaß“ entschärfen können. Dies ist nicht die Synopsis der Handlung des Romans „Unendlicher Spaß“. Dies ist noch nicht einmal die Synopsis einer Nebenhandlung. Dies ist eine geraffte Inhaltsangabe einer winzigen, aber zur Erläuterung des Romantitels notwendigen Episode in einem Textmeer von 1547 Seiten. Wir haben damit nicht einmal eine der Hauptfiguren des Romans kennengelernt. Aber sein zentrales Thema: die Sucht.

Eine Besonderheit, ja ein Qualitätsmerkmal von David Foster Wallace' Roman besteht darin, dass er in der Nacherzählung eher länger denn kürzer wird – und verworrener statt konziser. Der Grund hierfür ist die eigentümliche Bauart dieses süchtig machenden Romans über Sucht in allen ihren Erscheinungsformen: Drogen, Sex, Sport, Zerstreuungen und Perversionen jeglicher Art auf der individuellen Ebene; auf der gesellschaftlichen Ebene Ausbeutung, Unterdrückung und Umweltzerstörung. Wallace führt seine Untersuchung der modernen westlichen Welt quasi deduktiv und induktiv zugleich durch, indem er einen Familienroman mit einer Science-Fiction-Satire kreuzt. Die Handlungszeit des im Original 1996 erschienenen Romans spielt nicht nur im „Jahr des Whoppers“, sondern auch im „Jahr des Yushityu 2007 Mimetische-Auflösung-Patronensicht-Hauptplatine-Leicht-Zu-Installieren Upgrades Für Infernatron/InterLace TP-Systeme Für Heim, Büro oder Unterwegs“.

Das Amerikanische unterscheidet zwei Arten sozial randständigen Fachtientums: die in allen Disziplinen heimischen Geeks und die technikaffineren Nerds. Dieser Roman entstammt definitiv der Kultur der Geeks: Hier wurzelt sein mitunter pubertärer Humor, hierher rührt sein obsessives Beharren auf dem Detail. Erbarmen, möchte der Leser da mitunter rufen. Genug! Zu viel! Aber genau unsere Unfähigkeit, zwischen genug und zu viel zu unterscheiden, ist das Thema. Nichts weniger will dieser Roman, als die Ursachen für die spirituelle Malaise der westlichen Welt darstellen. Die Lesart, dass es Wallace dabei nicht nur um eine zivilisationskritische Diagnose ging, sondern auch um die Darstellung seiner eigenen Depression, drängt sich nach seinem Freitod 2008 auf. Seit Melvilles „Moby Dick“ ringt jede neue Schriftstellergeneration um die zeitgemäße Version der „Great American Novel“. Die Leser an die Grenze ihrer Aufnahme-fähigkeit zu führen, bisweilen auch darüber hinaus, hat immer zum schönen Spiel dieser Literatur gehört. Wallace hat für seine Generation diesen großen amerikanischen Roman geschrieben.

W.I.K.I.: What. I. Know. Is. Was ich weiß, ist.

Was ich weiß, ist: Ich habe die Absicht, zu Ihnen heute Abend über Wissen im Roman zu sprechen.

Was ich weiß, ist: Indem ich zu Ihnen heute Abend über Wissen im Roman spreche, spreche ich automatisch auch über Wissen außerhalb des Romans.

Was ich weiß, ist: Dieses Hinausgehen ist nicht zu vermeiden.

Was ich weiß, ist: Die Jahreszeiten wechseln, der Herbst ist da.

Was ich weiß, ist: What. I. Know. Is. W.I.K.I.

WIKI.

Was ich weiß, ist: Ein „Wiki“ ist eine Website, die kollektiv von ihren Nutzern erschaffen wird.

Was ich weiß, ist: Das habe ich online herausgefunden.

Was ich weiß, ist: Meine Suche nach der Definition des Begriffs „Wiki“ dauerte 0,54 Sekunden, aber meine Lektüre der Suchergebnisse nahm deutlich mehr Zeit in Anspruch.

Daraus lässt sich eine Lehre ziehen.

Heute müssen wir mehr denn je auf der Unterscheidung bestehen zwischen etwas wissen können und etwas tatsächlich wissen.

Diese Unterscheidung lässt sich in Zeit messen.

Aber nicht nur in Zeit. Und die Unterscheidung muss nicht gemessen werden.

Was ich weiß, ist: Im Frühling 2007 reiste ein Freund von mir durch Deutschland, und nachdem er mich in Berlin besucht hatte, pilgerte er – was unter Amerikanern üblich ist, unter Juden auch und unter vielen anderen Menschen bestimmt auch – zum Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Buchenwald in der Nähe von Weimar.

Nach seiner Rückkehr in die Staaten schrieb er mir von seinen Erfahrungen und sagte, er habe die Ausstellung in Buchenwald „akribisch genau und rücksichtsvoll“ gefunden.

Was ich weiß, ist: Ungefähr zehn Jahre später kehrte ich selbst in die Staaten zurück, war übermächtig und versuchte, termingerecht einen Nachruf auf Imre Kertész fertigzustellen, den auf Ungarisch schreibenden und in Deutschland lebenden Literaturnobelpreisträger und Überlebenden des Lagers in Buchenwald. Im Zuge meiner Recherchen fand ich mich auf dem Buchenwald-Wiki wieder, das die Renovierung des Lagers in der Nachkriegszeit und dessen Wiederaufbau als Gedenkstätte und Museum als „akribisch genau und rücksichtsvoll“ beschrieb. Das Wiki für Buchenwald beschrieb die Gedenkstätte – in der Bearbeitung durch einen Nutzer mit dem Benutzernamen „Redactosaurus“ – also mit denselben Worten wie mein Freund.

Was ich weiß, ist: Das erlaubt nur vier Schlussfolgerungen: 1) Mein Freund hatte die Wiki-Seite besucht und sich die dortige Beschreibung unbewusst gemerkt und mir gegenüber wiederholt, 2) mein Freund hatte die Seite besucht und ihre Beschreibung bewusst plagiiert, 3) mein Freund hatte den Wiki-Eintrag geschrieben und plagiierte nur, was er unter dem Benutzernamen „Redactosaurus“ dort online gestellt hatte, oder aber 4) das alles war nur ein sehr seltsamer Zufall.

Was ich weiß, ist: „akribisch genau und rücksichtsvoll“.

Was ich weiß, ist: seltsam.

Ich weiß nie, wem ich trauen kann.

Und ich frage mich zwangsläufig, ob jemand unter Ihnen dem traut, was ich gerade gesagt habe.

Ich möchte Ihnen noch eine zweite Anekdote über das Wissen erzählen – eine Anekdote, die sich vor etwa sechzehn Jahren hier in Berlin und im Herbst wirklich so ereignet hat. Ich war gerade in Berlin angekommen und hatte mein erstes *cellphone*, wie Amerikaner Mobiltelefone damals nannten. Ich wohnte in Kreuzberg, stand am helllichten Tag vor dem Haus, rauchte und hatte mein erstes „Handy“ in der Hand. Plötzlich klingelte es – die Telefonnummer meiner Eltern. Ich ging ran, aber die Verbindung brach zusammen. Sie versuchten es noch einmal, ich ging wieder ran, aber wieder kam keine Verbindung zustande. Und dann kam eine SMS von einem Freund in New York durch: „Schaust du dir das gerade an?“ Nein. Ich wusste nicht, was das war. Ich schaute einem Mann auf der anderen Seite der Dieffenbachstraße zu, der seinen Hunde

mit Sonnenblumenkernen bespuckte. Einen Block weiter gab es eine Kneipe mit Fernseher, ich ging rein und fing an zu trinken: Zwei Flugzeuge waren in die Türme des World Trade Center gerast.

In den anschließenden Wochen und Monaten bekam ich praktisch jeden Abend in praktisch jeder Kneipe in Kreuzberg – es gab weit weniger Kneipen als heute, aber es gab schon damals jede Menge – eine andere Variante aufgetischt: Bush steckt dahinter, Cheney steckt dahinter, die CIA steckt dahinter. Ich weiß noch, dass es eine Kneipe gab, die sogar die Vorführung eines Onlinevideoclips finanzierte, der unmissverständlich erklärte, es sei absolut ausgeschlossen, dass die Explosion von Flugzeugtreibstoff so viel Stahl so schnell und vollständig zum Schmelzen bringen könne, dass ein vollständiger Einsturz die Folge wäre. Ergo mussten die Angriffe eine „kontrollierte Sprengung“ gewesen sein. Ergo mussten die Angriffe „das Werk von Insidern“ gewesen sein.

Wir wissen alle, wohin das führt: Deutschland hat zu hören bekommen, dass Merkel in Brüssel Selfies mit IS-Angehörigen macht. Deutschland hat zu hören bekommen, dass Merkel ein Mitglied der Illuminaten ist. In den USA war eine Pizzeria in Washington, D.C. die Tarnfirma von Hillary Clintons Pädophilierung. Barack Obama kam außerhalb der USA auf die Welt und ist ein Muslim.

Was ich weiß, ist: Die digitale Technologie trägt daran keine Schuld.

Was ich weiß, ist: Wer der digitalen Technologie die Schuld daran gibt, gibt uns die Schuld daran.

Was ich weiß, ist: Der durchschnittliche gutgläubige Computernutzer, der regelmäßig Onlinenachrichten lesen will, muss heutzutage ein Ausmaß an kritischem Scharfsinn mitbringen, das die meisten meiner Professorenkollegen in diesem Publikum üblicherweise der Analyse literarischer Texte vorbehalten: eine intensive Auseinandersetzung, die Ausschau hält nach geheimen Bedeutun-

längst eine Datenanalyse. Jeder Dickens-Roman ist durchforstet und jede Dickens-Figur ist nach Maßgabe ihrer sehr kurzen Nase, ihrer sehr langen Nase oder ihrer sehr gebogenen Nase verschlagwortet worden. Dekonstruktion – unbewusster Verrat oder Verrat durch das Unbewusste – ist heute eine Sache der Mikrochips.

Es ist, wohl gemerkt, auch eine Tatsache, dass Romanciers zu denselben Werkzeugen Zugang haben wie die Akademiker und zur Vorwärtsverteidigung schreiten können. Romanciers können ihre Texte durchsuchen und Wiederholungen, fixe Ideen und Obsessionen streichen; sie – also wir – können unsere unbewussten Gedanken unkenntlich machen in der Hoffnung, dem Psychologisieren einer Leserschaft zuvorzukommen, die sich nicht mehr an einer Romanwelt erfreuen will, sondern ein Persönlichkeitsprofil des Autors erstellen.

Diese Parallektion – der Literaturwissenschaftler oder Rezensent bedient sich einer Technologie, um die Psyche des Schriftstellers anzubohren, und der Schriftsteller nutzt dieselbe Technologie, um dieses Bohren zu unterlaufen – läuft auf eine seltsame Fesselung hinaus: Wer übt hier Zensur aus? Wenn ich mir bewusst bin, dass all meine Wörter eines Tages nicht mehr nacheinander und vielleicht auch gar nicht mehr gelesen werden, sondern nur noch als etymologischer oder grammatischer Datensatz behandelt werden, der nach Suchalgorithmen analysiert und zu Geld gemacht wird, bestünde die einzige anständige Reaktion dann nicht in dem Versuch, das System zu sabotieren und gegen seine Parameter anzuschreiben – also entweder zu plagieren oder gar nicht mehr zu schreiben?

Zum Abschluss möchte ich einen kurzen Blick auf unsere staatlichen Sicherheitsdienste werfen: Die Analytiker eines Geheimdienstes legen über die Menschen in ihrem Geltungsbereich riesige Wissensspeicher an, die dazu dienen, jenen ihre Menschlichkeit zu nehmen und sie zu „Subjekten“ zu degradieren. Dann durchsuchen die Analytiker diese Datenspeicher – sie durchsuchen die Kommunikationsmedien und andere Realien nach Indizien über Verhalten, Ideologie, Wortschatz –, weil erst die Verbindungen einen Handlungsverlauf ergeben. Am Ende entscheidet sich der Analytiker vielleicht für ein einzelnes Subjekt mit den meisten oder auch nur den interessantesten Indizien, mit denen sich ein Handlungsverlauf „erzählen“ lässt oder durch die eine vorgeblich allwissende Instanz ihn „erzählt“.

Das nennt sich bestenfalls „Verletzung der Privatsphäre“ und schlimmstenfalls „In die Falle locken“, es nennt sich aber auch: „Wie man einen Roman schreibt.“

Für mich liegt aber klar auf der Hand, dass die Techniken der US-amerikanischen NSA, ganz zu schweigen vom deutschen BND, verblüffende Ähnlichkeiten mit den Techniken aufweisen, mit denen realistische Fiktionen von jeher geschrieben worden sind: Ihre Verfahren sind die Verfahren Kafkas, der seine Verdachtspersonen unter dem Alias „K“ anonymisierte und nur unter allgemeinen Schuldverdacht stellte, und die Nabokovs, der die Psychologie verabscheute und darauf pochte, die Rolle des Romanciers sei die eines „Zauberers“ oder „Puppenspielers“, der die Strippen ziehe und die Figuren tanzen lasse. Eine direkte Verbindung lässt sich zu James Joyces „Ulysses“ ziehen, in dem Leopold Bloom so intensiv überwacht wird, dass der Roman kaum noch diese Person schildert, sondern nur noch wie eine Unzahl von Metadaten über Dublin am 16. Juni 1904 wirkt.

Die klassische Moderne hat einer Figur immer Form und Struktur – also ein Schicksal – zu oktroyieren versucht, statt dass sich dieses Schicksal aus der wesenhaften „Natur“ einer Figur ergeben hätte. Heute sind wir nur noch Figuren und agieren die Rollen unserer Leben aus, damit unsere Betreuer bei den Geheimdiensten sie lesen und umschreiben können, aber „postmodern“ wird unser Dilemma dadurch, dass wir es wissen.

Aus dem Englischen von Ulrich Blumenbach. Von Joshua Cohen erscheint im Januar sein Roman „Buch der Zahlen“, von der „New York Times“ als „The Great American Internet Novel“ bezeichnet. Bei unserem Text handelt es sich um einen leicht gekürzten Auszug seiner Antrittsvorlesung als Samuel-Fischer-Gastprofessor der FU Berlin.

# WIR WIKINGER



Ausgesprochen analog: Joshua Cohen, Jahrgang 1980, in seiner New Yorker Wohnung

Wie das allwissende Internet uns zu Romanfiguren macht. Ein Essay über das Erzählen in den Zeiten des unendlichen Online-Textflusses. Von Joshua Cohen

Das war das erste Mal, dass ich mit diesem Phänomen in Berührung kam: der Gewalt nämlich, die der Faktizität angetan werden kann.

Die Methoden, mit denen Tatsachen unter Beschuss genommen werden, sind in den seitdem vergangenen sechzehn Jahren gut dokumentiert worden – in denselben Medien, in denen Tatsachen unter Beschuss gerieten. Zeitungen und Zeitschriften – und damit meine ich natürlich die jeweiligen Onlineausgaben –, enthalten weit mehr als nur wahre und falsche Informationen. Sie enthalten auch wahre Berichte über die Verbreitung wahrer Informationen, wahre Berichte über die Verbreitung falscher Informationen, falsche Berichte über die Verbreitung wahrer Informationen und zu ungunst Letzt die Lieblingsvariante meines Präsidenten wie auch Putins, falsche Berichte über die Verbreitung falscher Informationen. Die Identität des Verbreiters der besagten Informationen ändert beziehungsweise die Identitäten ihrer Verbreiter ändern sich laufend. Auch die Beurteilung, wie strafbar die Organisationen sind, die die geleakten oder gehackten oder gefakten Informationen oder die in verschiedenen Mischungsgraden geleakten und gefakten oder gehackten und gefakten Informationen nur verbreiten, ändert sich laufend.

gen, verborgenen Schlagseiten und untergründigen Motiven.

Was ich weiß, ist: Unser fiktiver durchschnittlicher gutgläubiger Computernutzer, der regelmäßig Onlinenachrichten lesen will, muss in Kauf nehmen, dass er dabei von den Nachrichten gelesen wird, die sich entsprechend modifizieren.

Ein ähnliches Geben und Nehmen zeigt sich heutzutage auf der Romanseite oder dem Romandisplay: an der Oberfläche unserer literarischen Prosa. Will sagen, alle Bücher sind heute digitalisiert – zumindest alle Bücher, die heute geschrieben werden, sind digitalisiert, und dazu zählen definitiv auch Romane. Sie werden zusammen mit allen anderen Inhalten in die Matrizen gekippt. „Ein Prosatext ist ein Prosatext ist ein Prosatext“, wie Gertrude Stein mal gesagt haben könnte – oder auch nicht, denn das hängt davon ab, auf welcher Website Sie das gelesen haben.

Heutige Literaturwissenschaftler können Ihnen also mit einem Tastendruck sagen, welcher deutsche Autor im Durchschnitt die meisten Adjektive oder Adverbien pro Satz oder Absatz verwendet und wann getrennte Infinitive in angloamerikanischer Prosa angestagt waren und wann nicht. Besonders die Romananalyse wird zunehmend oder ist